

Käthe Recheis
Lena

Käthe Recheis (1928–2015) wurde in Engelhartszell, Österreich, geboren. Für ihr schriftstellerisches Werk, das in viele Sprachen übersetzt wurde, erhielt sie zahlreiche in- und ausländische Preise. Viele ihrer Bücher standen außerdem auf der Auswahlliste zum Deutschen Jugendliteraturpreis.
Weitere Titel von Käthe Recheis bei [dtv junior](#): siehe Seite 4

Käthe Recheis

Lena

Unser Dorf und der Krieg

Roman

dtv

Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
www.dtv.de

Von Käthe Recheis sind außerdem
bei dtv junior lieferbar:
Kleiner Bruder Watomi
Der Weiße Wolf
Wolfsaga



Ungekürzte Ausgabe
13. Auflage 2016
1993 dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG,
München
© 1990 Verlag Kerle in der
Verlag Herder GmbH, Freiburg
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen
Umschlagbild: Bernhard Förth
Gesetzt aus der Garamond 11/12^{1/2}
Gesamtherstellung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-78035-3

Inhalt

Das Loch im Zaun	9
Der Mann in der Nacht	19
Die Höhle am Bach	32
Die schweren Zeiten	46
Der Graf und die Gräfin	55
Der Einmarsch, 12. März 1938	60
Der Führer	74
Das alte und das neue Vaterland	83
Strolch der Zweite	88
Spiele in der Au	94
Das Gespräch am Abend	97
Die hundertprozentige Wahl	103
Wie aus Österreich die Ostmark wurde	111
Wie Isa dem Perwanger Schande machte	118
Der Katzenhimmel	123
Das Narrenschloss	127
Kain, wo ist dein Bruder	133
Wie aus der Höhle ein Grab wurde	138
Als Lois einrücken musste	142
Als die Polen an allem schuld waren	149
Der Hund mit dem germanischen Namen	152
Die Hundemusterung	163
Die Zeit der Verführung	170
Wie Christoph und ich Rosa glücklich machten	178
Der Helden Tod fürs Vaterland	182

Der Onkel aus Mauthausen	191
Als Christoph und ich die Heldengeschichten verbrannten	197
Das Schweigegebot	200
Sommer 1941	207
Die Gestapo	212
Auf der Donaubrücke	221
Die Panjepferdchen	227
Der Schmerzhafte Rosenkranz	233
Wie der Großvater im Wirtshaus Hitler beschimpfte	235
Das Schwein im Bett	241
Der kleine Lois	252
Wie Köln bombardiert wurde	256
Wie sie Florian zum Mörder machten . .	261
Die Schlacht um Stalingrad	267
Gehorsam oder Gewissen	271
Blumen auf den Russengräbern	276
Der hippokratische Eid	284
Der totale Krieg	289
Giovanni und das blaue Meer	294
Der schöne Frühlingstag	297
Das Wehrertüchtigungslager	304
Der Mond über dem Garten	310
Invasion und Wunderwaffe	313
Das Attentat	318
Rauchpilze am Himmel	322
Ein Bündel Briefe	328
Der Wäschekorb der Großmutter	331
Wie meine Mutter sehr ungerecht war . .	339
Nur fünf Minuten	345
Als der Linzer Bahnhof brannte	354

Wie Willi den Inspektor überlistete	358
»Renn, Barry, wenn es knallt!«	364
Die Heilige Nacht	370
Die Toten am Bahndamm	374
Unser Hund und die Bombe	378
Wie der Gendarm nicht mehr schweigen konnte	381
Giovanni und der Tiefflieger	387
Wie Nanni und Veronika Krapfen machten	392
Trauer und Freude	399
Wie zwei Stunden eine Ewigkeit dauerten	402
Wie mein Vater die Wahrheit sagen musste	409
Wie die Perwanger-Köchin auf die Amerikaner böse war	413
Als der Stephansdom brannte	417
Wie Hermann die Traunbrücke sprengen wollte	423
Als die Panzer in unser Dorf kamen	431
Als unser Land wieder Österreich war	437
Nachwort	444
Sachregister	448
Personenregister	458
Österreichische Begriffe	462

Das Loch im Zaun

Im hintersten Winkel unseres Gartens, dort, wo Haselbüsche und andere Sträucher dicht wucherten, war ein Loch im Zaun. Es war gerade groß genug, dass ein Hund oder eine Katze oder ein Kind durchschlüpfen konnte. Meine Eltern machten sich nie die Mühe, es zu flicken. Unser Hund Wolf war alt geworden und lief nicht mehr fort, wie er es früher getan hatte, als er oft zu langen Streifzügen aufgebrochen war, durch das Dorf, über die Felder, in den Wald. Und wegen Minni, der Katze, das Loch zu schließen hätte sich auch nicht gelohnt. Kein Zaun – ob mit oder ohne Loch – kann eine Katze abhalten dorthin zu gehen, wohin sie gehen will. Wenn Minni vorhatte, auf den Feldern Mäuse zu jagen, kletterte sie über den Zaun oder kroch unter dem Gitter durch oder stieg durch das Loch, wie es ihr eben einfiel. So blieb das Loch offen und das war gut für Christoph und für mich. Wenn wir mit unseren Freunden beisammen sein wollten, brauchten wir nicht durch das Gartentor vorne beim Haus zu gehen, wo uns Tante Steffi vom Küchenfenster aus beobachten konnte. Das Loch im Zaun gab uns ein Stück Freiheit und schützte unsere Welt vor den Erwachsenen.

Um an das Loch heranzukommen, musste man zuerst durch die Gebüschwildnis kriechen. Drinnen gab es kleine Hohlräume, in denen wir

uns niederhocken konnten. Im Sommer, wenn das Licht durch die Laubdecke gefiltert wurde, glaubten wir in geheimnisvollen grünen Kammer zu sein.

Jetzt, da der Frühling kaum begonnen hatte, waren die Sträucher noch kahl. Ich kroch schnell unter den Zweigen durch. Tante Steffi arbeitete bei den Gemüsebeeten und ich wollte fort sein, bevor sie zufällig aufblickte und mich entdeckte. Vor Tante Steffi war man nie sicher. In den unmöglichsten Augenblicken fiel ihr ein, dass wir Kinder im Haus oder im Garten mithelfen sollten, immer dann, wenn wir keine Lust dazu hatten.

Kaum war ich durch das Loch geschlüpft, hörte ich sie auch schon rufen: »Lena! Lena!«

Ich schlenderte auf dem Wiesenpfad dahin, ich ließ mir Zeit, ich hatte keine Eile. Tante Stefis Rufe verklangen. Die Wiese hinter unserem Garten stieg leicht an. Auf der Seite zum Dorf hin war sie durch einen schotterbestreuten Weg begrenzt, der dann entlang des Gartens zur Dorfstraße führte. Durch das verästelte Netz der Obstbäume jenseits des Schotterwegs sah ich das rote Ziegeldach des Gruberhofes, ich sah die Kopfweiden am Bach und die große Scheune, in der wir uns oft zum Spielen trafen. Auf der anderen Seite der Wiese begannen die Felder, und gegen das Ende der Wiese zu, aber doch nicht ganz am Rand, stand das Haus von Bernis Eltern. Es war sehr alt, sehr klein, hatte weiß gekalkte Mauern und ein tief herabreichen-

des Schindeldach. Auf der Rückseite war ein Stallverschlag für die Hühner angebaut, für das Schwein und für die Ziege Trix. Von der Haustür kam man sofort in die Küche, einen Flur wie bei uns daheim gab es nicht.

Der Himmel war milchig weiß mit dünnen Wolkenfahnen. Die Wintersaat auf den Feldern stach grün aus der von Schneeschmelze und Frühlingsregen nass gesogenen, fast schwarzen Erde. Vielleicht war Bernis Vater heute heimgekommen? Dann konnte ich mit ihm über die Felder in den Wald wandern, bis hinauf zur Höhle am Bach.

Ich sah, dass die Haustür offen stand, und rannte das letzte Stück. Als ich aber in die Küche hineinschaute, wusste ich, dass Bernis Vater nicht da war. Der Kleiderhaken neben der Tür war leer. Wenn Bernis Vater daheim war, hing dort immer sein Mantel.

Ich setzte mich enttäuscht auf die Türschwelle.

Das Schwein im Stall grunzte, ich hörte die Hühner gackern. Berni fütterte die Tiere. Seine Mutter hatte dafür keine Zeit, sie arbeitete den ganzen Tag in der Stofffabrik. Und wenn die Fabrik wieder einmal alle Arbeiterinnen entließ, weil es nicht genug Aufträge gab, war Bernis Mutter trotzdem kaum daheim. Dann half sie meiner Mutter und Tante Steffi oder sie half im Gruberhof. Manchmal war sie auch nachts nicht da. Viele Bauern holten sie, wenn eine Kuh kalbte oder das Vieh im Stall krank war. Berni

machte es nichts aus, dass er so oft allein war. Er war es gewohnt.

Strolch, der Kater, schlich hinter dem Haus hervor, sprang auf den Holzstoß unter dem Dach, fauchte und schaute mich aus grünen Augen an. Einen so merkwürdigen Kater wie Strolch gab es im Dorf kein zweites Mal. Er war weder getigert noch rot oder weiß oder schwarz, er hatte sämtliche Farben, die eine Katze haben kann, in unregelmäßigen Flecken über das Fell verteilt. Seine Ohren waren narbig und ausgefranst und in irgendwelchen Kämpfen hatte er die Schwanzspitze verloren. Die rechte Hinterpfote war verkrüppelt. Er war in ein Fuchseisen geraten und wäre bestimmt umgekommen, hätte ihn nicht Bernis Vater im Wald gefunden und heimgebracht. Nur Bernis Vater konnte es einfallen, einen so schäbigen Kater aufzulesen und gesund zu pflegen. »Hätte ich ihn zu Grunde gehen lassen sollen?«, hatte er damals gesagt. »So einer wie Strolch und so einer wie ich, die müssen zusammenhalten.«

Michel Mur, Bernis Vater, war auch ein Streuner, wie Strolch es gewesen war. Er hielt es nie lange im Dorf aus, immer wieder verschwand er, um erst nach Tagen oder Wochen heimzukommen. Tante Steffi sagte, Frau Mur könne einem Leid tun. Wenn sie einen anderen Mann hätte, bräuchte sie sich nicht selber so abzurackern. Bernis Mutter beklagte sich aber nie und sie musste es schließlich besser wissen als Tante Steffi. Die Leute im Dorf sagten, Michel sei ein

Landstreicher und ein arbeitsscheuer Mensch. Mein Vater meinte, er habe den Wandertrieb, das sei wie eine Krankheit. Dass Michel Mur krank sein sollte, konnte ich nicht glauben. Bestimmt musste man sehr gesund sein, wenn man so lebte wie er, die meisten Nächte des Jahres nicht unter einem Dach, sondern in einem Heuschober oder unter einer Hecke am Waldrand.

Die Stalltür wurde zugemacht und gleich danach kam Berni. Hinter ihm her liefen die Hühner.

»Ich hab dir was mitgebracht«, sagte ich und holte aus der Schürzentasche das letzte, schon ziemlich ausgetrocknete Stück von unserem Sonntagskuchen.

Berni setzte sich zu mir. Ich teilte das Kuchenstück und gab ihm die größere Hälfte. Er aß langsam und bedächtig, und als er fertig war, las er jeden Krümel auf, der auf die Schwelle gefallen war.

Strolch lag der Länge nach oben auf dem Holzstoß, hatte die Augen geschlossen und schlief. Plötzlich erregte etwas seine Aufmerksamkeit. Er hob den Kopf. Die ausgefransten Ohren waren gespitzt. Die Barthaare zitterten. Er sprang vom Holzstoß herunter und hinkte an uns vorbei.

Minni war aus unserem Garten gekommen. Sie war grauschwarz getigert mit langem Angorahaar, hatte Flaumbüschen in den Ohren und einen buschigen Schwanz. Der Vater ihrer Jungen war immer Strolch. Das war kaum zu glauben

und kam daher, weil Minni zwar eine schöne, aber verrückte Katze war. Beim bloßen Anblick eines der Dorfkater, und mochte der noch so prächtig aussehen, verwandelte sie sich in ein fauchendes, kratzendes Ungeheuer. Sie erlaubte es nur Strolch, um sie zu werben.

Minni drückte sich flach auf den Boden, schwenkte den Schwanz wie eine kleine Fahne hin und her, dann rollte sie sich im Gras. Strolch stieß hohe Maunztöne aus.

»Eure Minni, die spinnt!«, sagte Berni.

Strolch biss Minni in den Nacken, aber sie war noch nicht bereit, sie schüttelte ihn ab und fegte davon. Strolch verfolgte sie mit seinem sonderbaren, dreibeinig hoppelnden Lauf. Wir sahen die beiden über die Felder jagen und dann in der Ferne verschwinden. Ich dachte an die kleinen Katzen, die Minni in ein paar Wochen auf die Welt bringen würde. Noch nie war im Wurf eines gewesen, das so ausgesehen hatte wie Strolch.

»Ich geh jetzt zur Rosa«, sagte Berni.

»Warum?«, fragte ich.

»Ich brauch Holzlatten. Ich muss den Stall ausbessern.«

Berni war kleiner als ich, obwohl wir gleich alt waren, sogar im selben Monat geboren. Er hatte ein rundes Gesicht und eine kurze Nase wie seine Mutter, ging mit mir in die dritte Klasse Volksschule und konnte arbeiten wie ein Großer. Das musste wohl so sein, wenn man – wie er – einen Vater hatte, der selten daheim war,

und eine Mutter, die in der Fabrik oder in anderen Häusern arbeitete.

»Kommst du mit?«, fragte Berni.

Ich nickte.

Wir gingen über die Wiese bis zu unserem Garten und dann auf dem Schotterweg zur Dorfstraße. Die Tischlerei, aus der Berni die Latten holen wollte, stand unserem Haus gegenüber auf der anderen Straßenseite. Frau Schieder, Rosas Mutter, war eine Witwe. Seit ihr Mann tot war, führte sie die Tischlerei mit Hilfe des alten Stefan, der schon als Lehrbub in der Werkstatt gearbeitet hatte. Dann gab es noch einen Gesellen, er hieß Florian, stammte aus dem Mühlviertel und fuhr jedes Wochenende heim zu seiner alten Großmutter. Die Werkstatt nahm fast die ganze Hausbreite ein. Wir hörten das Kreischen einer Säge und zwischendurch gleichmäßiges, leises Hobelgeräusch.

Unten im Erdgeschoss befand sich nur die Küche, alle anderen Wohnräume waren im ersten Stock. Es roch nach frisch geschnittenem Holz. Im Licht des kleinen Stiegenfensters tanzte Holzstaub. Beim Einatmen schmeckte die Luft nach diesem feinen Staub. Ich bildete mir immer ein, das sei der Grund, weshalb Rosa so blass war. Sie verließ selten das Haus, sie hatte eine schwache Lunge wie ihr Vater.

Schon auf der Stiege hörten wir Rosa auf dem Klavier spielen. Als wir eintraten, drehte sie uns nur kurz den Kopf zu und spielte weiter. Berni

blieb unter der Tür stehen, ich ging zu Rosa und schaute ihr über die Schulter.

»Geh weg! Du bringst mich aus dem Takt!«, sagte sie.

Ich setzte mich auf das Plüschsofa. Auch hier im Zimmer war der Holzduft zu spüren, aber es roch auch muffig, als würden die Fenster zu selten geöffnet. Und irgendwie roch es wie in der Ordination meines Vaters, wenn den ganzen Vormittag kranke Menschen bei ihm gewesen waren. In der Mitte des Zimmers, unter der Deckenlampe, standen ein runder Tisch und die Sessel. Alle Möbel waren aus dunklem, schwerem Holz. Das Messingpendel der altdeutschen Uhr schwang in seinem geschnitzten Gehäuse hin und her.

Rosa übte eine Sonatine, zuerst spielte sie die hohen Noten mit der rechten Hand, dann mit der linken die Bassnoten. Als sie keine Fehler mehr machte, spielte sie mit beiden Händen. Sie vergriff sich ein paar Mal und fing wieder von vorne an. Berni rührte sich nicht von der Tür weg. Er stand genau so ruhig dort wie in der Schule vor der Tafel, wenn er eine Antwort nicht wusste. Um mir die Zeit zu vertreiben, schaute ich die Porzellanfiguren auf der Kommode an, die braunen und schwarzweiß gefleckten Hunde, die weiße Katze und die Schäferin mit Bänderhut. Überall, wo Platz war, lag ein gesticktes oder gehäkeltes Deckchen.

»Ich muss üben«, sagte Rosa. »Ich hab keine Zeit für euch.«

»Du hast mir versprochen, dass ich Latten holen darf«, sagte Berni.

Sie zuckte die Achseln und spielte nur noch eifriger.

Ich begann mich zu ärgern. Rosa behandelte uns immer von oben herab, bloß deshalb, weil sie ein paar Jahre älter war. Ich wünschte, Bernis Vater wäre heimgekommen, dann würde ich nicht an einem so schönen Tag in diesem muffigen Zimmer sitzen. Wir hätten in den Wald gehen können, zur Höhle am Bach hinauf, wo die Schätze versteckt lagen, die er uns von seinen Wanderungen mitbrachte.

Es tat mir Leid, dass ich Berni begleitet hatte. Sollte ich zum Gruberhof gehen, um mit Willi und Barry in der Scheune zu spielen? Ich wollte schon aufstehen, als Rosa plötzlich den Klavierdeckel zuklappte. »Die Latten sind in der Werkstatt, Berni. Du darfst sie dir nehmen. Ihr müsst aber etwas dafür tun!«

Rosa trat zur Kommode, zog die oberste Schublade heraus und holte unter der Wäsche einen Stoß kleiner Zettel hervor. Auf jedem Zettel war ein schwarzes Zeichen, das aussah wie ein schiefes Kreuz mit abstehenden Haken an den Balken.

»Weißt du, was das ist, Leni?«, fragte Rosa.

»Nein.«

»Und du, Berni?«

Berni schaute die Zettel lange an und schüttelte den Kopf.

Rosa ging zur Tür, vergewisserte sich, dass

niemand im Stiegenhaus war, und machte sie dann zu. »Das ist ein Hakenkreuz«, flüsterte sie. Wie immer, wenn sie aufgeregzt war, hatte sie im Gesicht rote Flecken. Das Haar an den Schläfen war schweißnass. »Ihr dürft nicht verraten, dass ich es euch gezeigt hab!«

»Ehrenwort! Wir verraten es nicht«, sagte ich, obwohl ich nicht verstand, warum Rosa so viel Aufhebens um dieses komische, schiefe Kreuz machte.

Sie versteckte die Zettel wieder unter der Wäsche. »Kommt heute Abend um halb neun zum Loch im Zaun!«, befahl sie. »Ich warte dort auf euch. Niemand darf es wissen. Ihr müsst euch heimlich fortschleichen.«

»Das brauch ich nicht«, sagte Berni. »Meine Mutter ist nicht daheim.«

Ich hatte mich noch nie, wenn es dunkel war, heimlich aus dem Haus geschlichen. Es würde sehr aufregend sein und zu einem Abenteuer war ich immer bereit. Abends saßen bei uns alle im Wohnzimmer, sie merkten es bestimmt nicht, wenn ich eine Weile fort war.

»Machst du mit, Leni?«, fragte Rosa.

»Ja! Aber um zehn muss ich daheim sein. Da sperrt Mama die Haustür zu.«

Dann fiel mir mein Bruder ein. »Soll der Christoph auch kommen, Rosi?«

»Nein! Und dass du ihm ja nichts sagst! Schwör es!«

»Ich schwör's!«

»Wenn man schwört, muss man die linke

Hand aufs Herz legen und die rechte hochhalten. Sonst gilt es nicht.«

Ich legte die linke Hand aufs Herz und hielt die rechte hoch. »Ich schwöre, dass ich dem Christoph nichts sag!«

Jetzt endlich war Rosa zufrieden. Ich schaute sie erwartungsvoll an und hoffte, sie würde uns nun erklären, was sie an diesem Abend vorhatte und warum Christoph es nicht wissen durfte. Sie schien aber alles Interesse an uns verloren zu haben, klappte den Klavierdeckel wieder auf und sagte, sie habe keine Zeit mehr. Wir sollten in die Werkstatt gehen und Berni dürfe sich so viel Lattenholz aussuchen, wie er wolle. Ihre Mutter hätte es erlaubt.

Der Mann in der Nacht

In meinem Zimmer war es noch nicht ganz dunkel, auch draußen im Freien nicht. Ich sah im Fenster ein Stück Himmel, es war grau.

Was für ein Abenteuer hatte Rosa vor? Ich fand es sehr anständig, dass sie Berni und mich daran teilnehmen ließ. Sonst, wenn die Großen etwas vorhatten, wollte sie nie, dass wir dabei waren. »Musst du die Kleinen schon wieder mitschleppen!«, sagte sie immer zu meinem Bruder. Ich war nicht wenig stolz darauf, dass

sie diesmal mich und nicht Christoph ausgewählt hatte.

Das Stück Himmel im Fenster wurde schwarz. Die Uhr im Wohnzimmer unten begann zu schlagen – viermal tief und dann achtmal mit hellen Tönen. Ich beschloss, mich schon jetzt fortzuschleichen. Es war noch zu früh, aber wenn ich im Bett liegen blieb, schlief ich vielleicht ein und verschlief das Abenteuer. Ich zog mich an, löschte die Lampe, nahm die Schuhe in die Hand und schlich aus dem Zimmer.

Draußen im Gang war es finster, überall lagen dunkle Schatten. Die Treppe war aus Stein, aber im Halbstock musste ich über einen Holzboden gehen. Zum Glück knarrte kein Brett. Jetzt noch die letzten Stufen, dann stand ich unten im Flur. Ich lauschte. Ein Rascheln – jemand hatte im Wohnzimmer eine Buchseite umgeblättert. Christoph und der Großvater lasen immer am Abend, mein Vater auch, wenn er nicht zu müde war, meine Mutter nur dann, wenn es nicht zu viele Strümpfe und Socken und Hemden und Hosen zu flicken gab. Stricknadeln klickten. Das war Tante Steffi. Ein Sessel knarrte.

Ich streckte die Hand aus und tastete mich weiter. Mein Fuß stieß an etwas Weiches, Pelziges. »Wolf!«, wisperte ich.

Er war ein kluger Hund und merkte, dass er keinen Laut von sich geben durfte. Als ich durch den Flur schlich, tappte er mir nach. Ich machte die Haustür leise auf und schloss sie ebenso vorsichtig wieder hinter mir und Wolf. Dann setzte